

Fernweh und Nahkampf: weimarische Bezogenheiten eines Ureinwohners

Meine Damen und Herren, die prominenteste, bei Weitem nicht schlimmste Skandalstory des klassischen Weimar geht so: Nach längerer Abwesenheit kehrt im Frühsommer 1788 ein ob seiner Begabungen und seiner Stellung vielbewunderter und -beneideter Günstling des Herzogs ins Städtchen zurück. Die Umstände seiner Flucht vor fast zwei Jahren - u.a. aus den strapaziösen Verantwortungen eines entsagungsvollen Liebesverhältnisses und eines Kabinettsmitgliedes mit vielerlei Zuständigkeiten - hat man ihm nicht vergessen, für seine Italien-Begeisterung kein Ohr; die Atmosphäre ist stinkig, er zieht sich zurück. Da schickt ein ambitionierter junger Weimarer, derzeit von Nürnberg aus die vom Vater ruinierte Familie unterstützend, am 12. Juli seine Schwester mit einer Bittschrift zu ihm, welche in Bertuchs Blumenfabrik etwas Geld verdient: er möge bitte sich für ihn verwenden, ihm bei der Suche nach einer einträglicheren Stellung helfen etc. Die Botin, mit 23 Jahren nach damaligen Begriffen fast ein altes Mädchen, gefällt dem Gebetenen; ohne weitere Umstände kommen und bleiben sie zusammen. Nicht-eheliche "niedere" Minne war man im Klatschnest zu tolerieren gewöhnt, weniger indessen, daß sie nach anfänglicher Geheimhaltung zur Ehe ohne Trauschein und pastörlischen Segen wurde; so dürfen die beiden in den ersten drei Jahren das unlängst vom Herzog übereignete Bürgerhaus nicht benutzen und beziehen ein Quartier außerhalb der Stadtmauern.

Die Geschichte müßte nicht zum x-ten Male erzählt werden, wäre sie nicht vonnöten, um den im Titel angemeldeten Anspruch des Ureinwohners zu rechtfertigen: Die Überbringerin des Briefes, welche nach 18 Jahren de jure wurde, was sie seit jenem Julitag de facto war - Goethes Frau -, ist meine Ur-ur-Großtante; der Bittsteller, ihr auch als Mythologe, Dramaturg und Bibliothekar bienenfließiger Bruder Christian August Vulpius, vorab durch "Rinaldo Rinaldini" als erster Trivial-Großschriftsteller deutscher Sprache in einem respektablen Unterkapitel der Literaturgeschichte untergekommen, ist mein Ur-ur-Großvater. In seinem Enkel Walther Vulpius, einem seinerzeit prominenten Arzt und Konservativen, der bei der Austreibung des Bauhauses mithalf, zum Freundeskreis der Nietzsche-Schwester gehörte und sein anfangs abenteuerliches Leben in dröge geschriebenen Memoiren festhielt, lernte ich einen Großonkel noch

kennen, dem sein Vater erzählt hat, wie er als kleiner Junge über die Mauer des Goethegartens geklettert und dem darob nicht begeisterten Geheimrat begegnet war - die Generationen lagen weit auseinander. Mit 84 Jahren hat Walther Vulpius kurz vor Kriegsende mit halbem Erfolg den Gashahn aufgedreht, und sein Neffe, mein Vater, gerade auf Fronturlaub, hat nicht versucht, ihn zurückzuholen.

Die Umstände, unter denen ich von der Familiarität mit dem klassischen Weimar erfuhr, haben ein für allemal verhindert, viel von ihr zu reden, und die Neigung befördert, Stammbäume in die Zuständigkeit von Hundeverkäufern zu verweisen. Die Allergie meines Vaters gegen wilhelminisch zementierte Bildungsbürgerlichkeit und Ahnenandacht war zu stark, das traurige Finale der Goethe-Familie in der familiären Überlieferung zu lebendig, als daß man von der prominenten Filiation gern etwas hergemacht hätte - mein Urgroßvater Felix Vulpius war für die Goethe-Enkel nicht nur der Onkel, sondern Arzt und väterlicher Berater gewesen, sein Sohn hat Walther von Goethe fast nur noch zum Sterben von Leipzig nach Weimar zurückgeleitet, und Wolfgang Vulpius mußte ich ein Unterkapitel in seinem Buch über Walther Wolfgang von Goethe, dessen Kompositionen betreffend, absagen, weil ich nur deren peinliche Epigonalität hätte denunzieren können. Früh schon schrieb ich mir, an Geschichte, Jahreszahlen, verblichenen Ahnenbildern und -schicksalen interessiert, jene fatale "Ahnentafel" ab, in der unter den Nazis jeder Bürger zu belegen hatte bzw. versuchte, daß sein Blut nicht fremdrassig verseucht sei. Das einschlägige, allenthalben verbindliche Formular trug den Namen von Karl Astel, der wohl Grund hatte, sich im Frühjahr 1945 aus dem Leben zu schaffen. Mit seiner Tochter ging meine Schwester zur Schule, ich mit seinem Sohn, später einem versponnen-hochsensiblen Literaten; sie wohnten wie wir in der Cranachstraße.

Von solcher Familiarität sich losmachen indessen soll und kann man nicht, am wenigsten, wenn viel Geschichte in sie verwoben ist und die Frage nahelegt, wieviel unsere "faktisierende", auf nüchterne Biographica orientierte Wahrnehmung der Vorfahren mit der Art und Weise zu tun habe, in der sie in unserem Blut rumoren, in uns mitleben, mitentscheiden, mitlieben, mithassen - auch da liegt, mit Jean Paul zu reden, ein "inneres Afrika". "Zukunft braucht Herkunft" (Odo Marquard), ganz und gar im Zeichen von Beschleunigungen, bei denen unsere Gemüter schlecht mithalten, und gewiß wiegen bei der

Herkunft die kaum definierbaren Hüllkurven, das kommunikative Klima einer Stadt, Umgangs- und Sprechweisen etc. mindestens so schwer wie sozialer Stand, Berufe und Charaktere der Altvorderen. So dürfte der über die Mauer kletternde, im innersten Tempelbereich spionierende Knabe Vulpius ein weimarisches Grundverhalten nachvollzogen haben (nicht nur, weil der Geheimrat die Familie auf Abstand hielt), noch Thomas Manns weimartypischer Kellner Mager bestätigt es. Menschlich-Allzumenschliches hinter den Gardinen eines Säulenheiligen ist allemal interessanter als hinter denen eines Namenlosen. Sämtliche historischen Metropolen des Geistes, ob Paris, Wien, Ilm- und Spree-Athen, Elb-Florenz oder die entsprechenden Bezugsorte, haben sich durch pikante Legierungen von Kunst und Klatsch hervorgetan. Den Skandal um die Rodin-Zeichnungen hätte Harry Graf Kessler auch anderswo haben können, derlei war kein Privileg von weimarerer Spießbürgern einschließlich des damals regierenden Oberekels.

Insofern erscheint die Diagnose, Weimar sei durch die Heroen, die hier Wohnung nahmen, überfordert worden, einseitig - und töricht, solange man nicht fragt, welche Angemessenheit sie einfordern dürften. Berlin hat Goethe angeödet, eine prominente Einladung nach Paris hat er nicht ernstlich erwogen. Wußte er sich am Ende in Weimar am besten aufgehoben? - gehörte die Ansiedlung in der kleinen Residenz auch zu seinen (um einen gescheiterten Buchtitel zu zitieren) "Versuchen, die Neuzeit zu hintergehen"? Nicht zuletzt war die im Juli 1788 willige Ur-ur-Großtante ein Bekenntnis zu der Stadt: Nun hatte er den anheimelnd-maulfaulen thüringischen Singsang mit passiv hängender Kinnlade, zu o's degenerierten a's und knochenlosen Konsonanten bei Tisch und im Bett und dank ihrer phonetischen Orthographie auch in den Briefen. Erst recht ein Bekenntnis war der Übermut der Ämter, dem Goethe sich bald nach der Ankunft so sehr fügte, daß er nach zehn Jahren zur Selbstrettung heimlich sich aus dem Staube machen mußte. Und jahrzehntelang war er sich nicht zu schade für mitunter alberne Maskenzüge.

Dieser Hintergrund gehört zu der Wohnburg mit eher einschüchternder als einladender Straßenfront, welche Goethe, als Nachbar unleidlich, am Frauenplan zunehmend arrondierte und absicherte, so daß am Ende nur noch die Zugbrücke fehlte; der Hintergrund gehört auch zu kleinkarierten Über-Aufmerksamkeit, mit der in der Stadt, u.a. von Schwager Vulpius, beobachtet und

protokolliert wurde, wie Goethe sich befand, wann und wohin er ausfuhr, welche Abendgesellschaft er besuchte usw. Im Interesse des schwierigen Kompromisses zwischen Anwesenheit und Distanz war leicht in Kauf zu nehmen, daß die Wege ins Schloß, nach Tiefurt, Belvedere, Ettersburg usw. außer denen des Fluchtgenies (Jena, Ilmenau, Dornburg, Böhmen, Italien) die meistbenutzten blieben und er stärker höfisch gebunden schien als er war. Die dumme Rede vom "Fürstendiener" übersieht neben dem schlichten Lebensstil der herzoglichen Familie, welche Freiheit Goethe nur so bewahren, wieviel subalternem Interesse er nur so sich entziehen konnte. Weimar sei ihm "eine Art von anmutigem St. Helena" gewesen - so hat Paul Valéry in einer Festrede im Jahr 1932 Kompliment und Giftpfeil sinnreich verbunden ("...ce petit Weimar lui est une sorte de Sainte-Hélène délicieuse").

Fernweh und Nahkampf - das reißerisch intonierte Nebeneinander der beiden Composita (eine freche Verschärfung von "Fernbild und Nahbild") bot sich als Vortragstitel besonders im Hinblick auf das Frühjahr 1983 an, als die Weimarer Bürokratie von einem Tag auf den anderen den Generalmusikdirektor der Staatskapelle und des Deutschen Nationaltheaters ins Verbrecheralbum der Republikflüchtigen umnotierte und dieser von Nahkämpfen zu einem Fernweh überwechselte, welches aller Voraussicht nach so bald nicht enden würde; nach damaligen Verhältnissen und Erwartungen überbot die Endgültigkeit dieses Weggangs die einer Ehescheidung.

Sehr bald freilich meldete sich hinter dem erzwungenen Nacheinander von Nähe und Ferne, Kämpfen und Sehnsüchten das Miteinander, erwies beides sich als zusammengehörig - nicht nur, weil simple Lokalnachrichten den im Osten nie ganz Abgefahrenen, im Westen nie ganz Angekommenen erreichten, und weil die Häßlichkeit der weimarer Konflikte doppelt empfinden ließ, an welchem Ort, unter wessen Augen sie stattgefunden hatten. Hier lagen auch die Gründe, weshalb ich meine Akte nie habe öffnen lassen. Lieber sollen, ohne daß ich es weiß, ein paar Leute durch die Stadt laufen, die sich nicht gut benommen haben; wenigstens eine peinliche Prüfung wollte ich der Doppelung von Fernweh und Nahkampf ersparen.

Sie erhält besonderes Profil und Schärfe durch die ihr hinterlegte Doppelung von Symbolort und Kleinstadt. Je höher Symbole stehen, desto mehr Abstand ermöglichen und erfordern sie; je gewichtiger die einem Ort aufgebürdete Symbolik, desto schwerer hat es eine zur

Wohnlichkeit allemal gehörige, nach außen abschirmende, nach innen klimatisierende Stallwärme. Es ist wie im "Fidelio": im Schatten der großen Konflikte kann die spießig-idyllische Kleinbürgerlichkeit der Rocco-Familie schwer gedeihen; oder wie mit den Vorder- und Hinterhäusern am Frauenplan: vorn wird repräsentiert, hinten wird gewohnt - allerdings von ein und demselben, welcher nicht umhin kann, sich von hinten nach vorn mitzunehmen und umgekehrt. Als er Christiane - im Gartenhaus oder im Jägerhaus - "des Hexameters Maß...auf den Rücken" zählte, hatte er ebenfalls Nähe und Ferne zugleich - Nähe einer beglückenden sinnlichen Gegenwart, Distanz der erinnerten römischen Liebschaft und dessen, der von den Hexametern nicht loskommt. Man darf diese Ferne treulos nennen, sofern man nicht vergißt, daß es ohne sie jene Nähe nicht gegeben hätte: "Überfällt sie der Schlaf, lieg ich und denke mir viel".

Die Belehrung, daß die Rede vom Symbolort nicht das klassische Weimar allein meinen darf, erscheint bei einem Musiker im Hinblick auf Bach, Franz Liszt, Richard Strauss, Hermann Abendroth und andere überflüssig. Dennoch schrumpft die Bezugnahme arg zusammen im Vergleich zu jener, die ein hier im Jahre 1934 Geborener erlebte, bevor er sie reflektieren konnte: Das Lager. Beflissene Weimarer Bürger, als hätten sie geahnt, was bevorstand und, daß nirgendwo sonst Zeugen klassischer Kultur und deren brutale Widerlegung so nah beieinanderliegen würden, sorgten dafür, daß es nicht "Ettersberg" oder "Ettersburg" genannt, nicht schon per Namen identifiziert war u.a. mit dem Uraufführungsort der "Iphigenie" oder Goethes Kutschfahrten mit Eckermann. Als Knabe mit spitzen Ohren habe ich erzählen hören, der Gestank - wovon? - habe die Vögel von der windigen Ecke des Berges vertrieben; ich habe einen Freund meiner Eltern, den Maler Alexander von Szpinger, bei einem Besuch verzweifelt brüllen hören: "endlich die Wahrheit 'rausschreien, dann ab nach Buchenwald, und Schluß!"; und ich sah die Rauchwolke über der Bergecke stehen nach einem Bombenabwurf der Amerikaner, der sodann als Vorwand für die Ermordung Ernst Thälmanns benutzt wurde. Den Beobachtungsort verdankten meine Kumpanen und ich meiner Mutter; sie hatte am unteren Stamm eines riesigen Kastanienbaumes hinter dem Haus Sprossen anbringen lassen, über die wir die bekletterbaren Äste erreichen konnten, dann im Wipfel über den Dächern schaukelten, die anstehenden Weltprobleme lösten, Kastanienblätter und zu Zigarren

wickelten und trockneten, welche das Männlichkeitsbewußtsein und Verdauungsstörungen förderten, Rauch über dem Ettersberg aufsteigen und Flammen aus dem Dachstuhl des Theaters schlagen sahen.

Nach den Luftangriffen zogen Kolonnen von Sträflingen, zu Aufräumarbeiten kommandiert, durch die Stadt. Nachdem das hinter dem Gartenhaus gelegene Haus zerstört worden war, in dem meine Großmutter und zwei Tanten wohnten und umkamen, sah ich die Kolonnen nicht nur, sondern arbeitete mit ihnen in den Trümmern, um etliches Unzerstörte zu bergen, machte aus Dachbalken Brennholz, suchte im offenliegenden Keller nach Kohlen, Rüben und Kartoffeln und half die Leichen aus dem feuchten, teilweise frostigen Trümmerdeck herauszugraben. Einige Bilder von damals stehen immer wieder vor Augen: Wir alle - Häftlinge, Bewacher und der zehnjährige "Hitlerjunge" - in der Kameraderie jämmerlich Frierender um ein Feuer versammelt, worin glasige, gefrorene Kartoffeln eher verkohlten als bruzzelten; der Wachsoldat mit einem Steinbrocken nach dem abseits stehenden Häftling werfend, fast schon einem "Muselmann", der sich kaum auf den Beinen halten konnte; die schmutzige Teppichrolle, aus der eine blutig zerschrammte, blaue Leichenhand herausragte und einen Stein umkrallte, als wolle die Tote sich an ihm festhalten.

Derlei Aufzählungen bleiben fragwürdig, weil der Erzählende sich nur für Marginalien der viel schlimmeren, dahinter stehenden Geschehnisse verbürgen kann, jedoch unbeabsichtigt von der Dignität entsetzlicher Leiden zehrt, welche seine nicht waren - schlimmer noch als die Gewohnheit etlicher Theologen und Philosophen, sich hinter der Übermacht unbeantwortbarer Fragen zu verstecken und mit ihrer Hilfe alle Widerrede zu entmutigen. Die Erzählung profitiert ungut vom "Dunkel des gelebten Augenblicks" (Ernst Bloch), das über die Geschehnisse einen Schleier breitet und die Wahrnehmung lähmt, und von der situationsbedingten Unmoral dessen, der einem Schiffbruch zusieht - u.a. die der Pennäler, die, im Kastanienbaum schaukelnd, Rauchwolken über dem Ettersberg und über dem Theater beobachten.

Verstärkt wurde jenes Dunkel durch die Lust an Abenteuer und Indianerspiel - noch, wenn wir bei heulenden Sirenen in die Bunker rannten, aus der Flugrichtung der Bomberschwärme auf deren Ziele schlossen (im Februar 1945 richtig auf Dresden) oder in schwindelnder Höhe auf Dachfirsten ritten, Antennen zogen und

zerstörte Dächer neu eindeckten - die Ziegel nicht mehr doppelt, sondern einreihig. Wie immer die Auskunft zynisch anmutet angesichts der erst später erkennbaren Dimensionen des Grauens und angesichts der Gefahren, die auch uns drohten: Es war spannend - in einer Weise, welche die Frage in den Hintergrund drängte, was da spannend war, und, noch zynischer, in einem Maße, um das uns die heute Jungen fast beneiden müssten, die in erbarmungslos abgepolsterten und festgezurrtten Scheinwirklichkeiten groß und nicht, wie wir damals, dringlich, oft brutal gebraucht bzw. mit harten Realitäten konfrontiert werden.

Einerseits ist es nicht erlaubt, hinter dem ins Tal gehörigen "Edel sei der Mensch, hilfreich und gut..." nicht den Rauch der Krematorien über dem Berg aufsteigen zu sehen, andererseits droht die Rede vom doppelten Symbolort Weimar, ähnlich wie vor Jahrzehnten die von der "Trauerarbeit", zu leicht von der Lippe zu gehen und zur gängigen Münze zu verkommen. Deshalb hat Imre Kertesz jüngst abgeraten, die weimarisches Doppelung immerfort zu beschwören - mit der Autorisation dessen, der im Lager gewesen ist und anders als wir Unbetroffenen weiß, weshalb wir zu einer "Trauerarbeit", die das Geschehene einholen oder, noch anmaßender: bewältigen könnte, garnicht fähig, nicht befugt und unverantwortlichen Geplappers verdächtig sind.

Ein Dispens oder Freispruch indessen ist das nicht, vielmehr eine Aufforderung, immer neu zu fragen, weshalb Ruth Klüger, Jean Améry, Imre Kertesz, Jorge Semprun, Primo Levi und viele andere erst mit großem zeitlichem Abstand von den Ereignissen hiervon sprechen konnten; wogegen sie ankämpfen mußten in dem Bedenken, zur vollen Zeugenschaft, weil knapp davongekommen, dennoch nicht befugt zu sein; inwiefern im Zuspruch eines polnischen, in der Krankenbaracke arbeitenden Häftlings für den fast schon aufgegebenen jungen Kertesz, wenn Jorge Semprun dem sterbenden Maurice Halbwachs Baudelaire-Gedichte ins Ohr flüsterte oder er eines Sonntagmorgens im Dezember 1944, in den Anblick einer im Schnee stehenden Buche dem SS-Mann, der den Revolver angelegt hat, auf dessen Anruf antwortet: "der Baum...ein wunderschöner Baum" - inwiefern dort und damals mehr klassisches Weimar gerettet worden ist als durch jegliche in wohlbehüteten Archiven geleistete Philologenarbeit. Der Vergleich wäre unfair, gehörte es nicht zum Anspruch von Humanität, gerade in der schlimmsten Bedrohung sich zu bewähren.

Da schon die stets geschäftige, stets interessengeleitete Erinnerung selbst positive Fakten manipuliert - besonders, wenn aktuell Erlebtes im Nachhinein neues Licht auf sie wirft und Erinnerungsarbeit und Erinnertes zu verschmelzen drohen -, wieviel mehr wird das bei atmosphärischen, stimmungshaften Sachverhalten der Fall sein! Allem diesbezüglichen Mißtrauen entgegen und mit der Einschränkung, daß einem Elfjähriger die Betäubungen und das Nichtwahrhabenwollen erspart blieben angesichts dessen, was nun zutage kam, bestehe ich darauf, im Sommer 1945 das Klima von Befreiung, Neuanfang, Neuaufbruch wahrgenommen, hungernde, fröhliche und aktive Menschen erlebt zu haben, einen spezifischen Zauber der Stunde Null, befördert ebenso durch die Erleichterung, entronnen zu sein, wie durch das überwältigende Quantum an Ungewohntem - angefangen bei neuen Gerüchen, neuen Straßennamen und amerikanischen Soldaten, welche mit Chesterfield-Zigaretten achtlos umgingen, aus Angst vor Ungeziefer Desinfektionspulver um sich streuten, kaum gebrauchte Uniformen verbrannten und keineswegs, wie die Schulwandzeitung vor Kriegsende angekündigt hatte, darauf aus waren, auf Befehl von Churchill deutsche Mädchen in Käfigen zu halten und deutsche Jungen zu schlachten.

Befreiung und Zusammenbruch ein und dasselbe - vorausgegangen waren Tage, in denen die Weimarer in verrammelten Wohnungen die ziemlich grundlos befürchteten Rachefeldzüge der befreiten Häftlinge zu überstehen hofften und von der Besatzungsmacht zur Besichtigung des Lagers auf den Ettersberg befohlen wurden. Daß sie gerade hier sich aus den symbolischen Ansprüchen ihrer Stadt nicht fortstehlen konnten, hat ihnen Thomas Mann in der Schlußpassage des "Doktor Faustus" bescheinigt, nicht ohne den polemischen Zorn des verzweifelten Emigranten.

Im Sommer kamen die Russen. Auch damals hatten wir gute Plätze, saßen auf der Friedhofsmauer an der Ecke gegenüber dem Poseckschen Garten und sahen die Amerikaner auf der am Friedhof entlanglaufenden Straße aus der Stadt hinaus- und die Russen auf der Parallelstraße hereinrollen, die einen lässig in ihren Jeeps sitzend und einen vornehmen Benzinduft hinterlassend, den wir lange nicht mehr riechen sollten, die anderen teils auf klapprigen LKWs mit gewaltigen Auspuffwolken, teils auf Panjewagen singend und Ziehharmonika spielend. Von Stund an dominierten den öffentlich-geheimen Stadtklatsch zwei Themen - wer den Amerikanern

nachgefolgt sei, und, bis zu genauen Daten sich versteigend, wann die Russen wieder gehen würden; dieses crescendierte nochmals heftig um den 17. Juni 1953, jenes hatte ein Ende erst mit dem Bau der Mauer.

Weimar unter den Russen - das ist ein Thema weder für ex-posteriori-Besserwisser, die von dem her messen und werten, was am Ende daraus wurde, und die idealistischen Impulse der ersten Jahre nachsichtig belächeln, noch für diejenigen, die nichts hören wollen von den Rechten des erinnernden oder historischen Rückblicks und insistieren, man müsse dabeigewesen sein. "Nicht doch, ich bin dabeigewesen", hat Thomas Mann in der Goethe-Rede von 1949 gesagt. Was für den räumlichen Abstand, gilt auch für den zeitlichen: Einerseits gewährt er mehr Übersicht und Zusammenhang, andererseits muß man sich von ihm her an Ereignisse heranarbeiten, welche den Geruch verloren, den Dunstkreis der Unmittelbarkeit verlassen haben. Wenngleich die Authentizität des Dunstkreises und die des Rückblicks nie übereinkommen werden - der Versuch, sie anzunähern bleibt der Königsweg produktiver Erinnerung und historischer Gerechtigkeit. Der Schwung der ersten Stunde, das Pathos der großen Idee - "alle Menschen werden Brüder" - , die Distanz zu mancher schamlosen Restauration im Westen, andererseits alles, was Stalin und Stalinismus bedeuteten, was Ulbricht und Mielke praktizierten samt zwischengeschalteten Mißbräuchen und Selbsttäuschungen, die einer fiktiven Gleichheit geopfert Freiheit, die Stupidität einer historischen Dialektik, welche demnächst in der klassenlosen Gesellschaft sich aufheben und zuvor den Klassenfeind zermalmt haben werde, die großmäulige Rechthaberei des kleinen Angestellten namens DDR, der sich, vom großen Bruder namens Sowjetunion an die Hand genommen, auf der Siegerstraße der Geschichte marschieren sieht - das sind zwei bzw. noch mehr Seiten ein und derselben Medaille. Von den Schwierigkeiten, jenen Dunstkreis mit Gerechtigkeit übereinzubringen, können die aus der DDR Geflohenen oder Hinausgeworfenen ein besonderes Lied singen; für fast jeden blieb der Staat der, den er verlassen hatte, für den einen der von 1958, für den anderen der von 1983 usw.; deshalb sind die Emigranten trotz gemeinsamer Schicksale oft nicht gut miteinander ausgekommen und haben seltsame Wettbewerbe um die typischsten DDR-Erinnerungen, um das authentischste Fernweh ausgetragen.

Die DDR war auch eine konservierende Käseglocke. Mehr noch als die von westlichen Autofahrern nostalgisch gepriesenen, von alten Bäumen gesäumten Landstraßen stehen hierfür die Kleinodien der Kultur - Dresden, Leipzig, Potsdam, Weimar, Museen, Theater, Orchester usw. Nur zu leicht vergißt man über den Schatten, den ideologische Bevormundung und politische Instrumentalisierung über Kunst und Künstler geworfen haben, daß dort zugleich eine Enklave offenstand, welche nie völlig vereinnahmt werden konnte; daß der naive und engagierte Respekt der Russen vor großer Literatur und Musik ebenso mitsprach wie die aus August Bebel's Zeiten überkommenen Traditionen proletarischer Bildungsarbeit. Hanns Eislers Empfehlung an den übel gemaßregelten Heiner Müller, sich damit zu trösten, daß Partei und Regierung die Kunst immerhin ernstnahmen, klingt vor Allem zynisch (von denen, die 1933 Bücher verbrannten, hätte man das auch sagen können), enthält aber auch ein Stückchen Wahrheit.

Nicht umsonst gab es theoretische Verrenkungen um die Aneignung der "bürgerlichen" Kultur, und manche Anstrengung, den vieldeutigen Goethe zu vereinnahmen, hat respektable Nebenergebnisse gezeitigt; in Weimar ist, auch weil etliche hochbegabte Germanisten lieber in die Quellenarbeit abtauchten, vorzügliche philologische Arbeit geleistet worden, von deren Substanz sich, sofern überhaupt vorhanden, der Firnis orthodoxer Auslegungen leicht abkratzen läßt. Den i-Punkt auf die Dialektik der Enklave setzte die kritische Nietzsche-Ausgabe: Zwei politisch links stehenden Italienern kann nicht, wie anderen Interessenten, der Zugang zu den Manuskripten des als präfaschistisch gebrandmarkten Philosophen verwehrt werden; dergestalt kommt eine der spektakulärsten editorischen Leistungen zustande - unter Traumbedingungen, weil nur Eingeweihte davon wissen und kein anderer die Arbeit der beiden stört. Dies war die große Ausnahme der Regel, die die sozialistische Kulturbeflissenheit zu einem Bündnis zwang mit stillen Opponenten, denen die oktroyierten gesellschaftlichen Veränderungen zu definieren halfen, was zu bewahren war bzw. wo die Grenzlinie verlief - auch hier, ineinander verwoben, Nahkampf und Fernweh, Nahbild und Fernbild eines "eigentlichen" Weimar. Die leidlich klare Unterscheidung zwischen "denen" und "uns", obwohl vielfach unterlaufen durch Mielkes kleine Angestellte und, wichtiger, durch die schwer entrinnbare Kompetenz

der, wenngleich wolkig entrückten "großen Idee", gehört zu den Erleichterungen unter totalitären Verhältnissen.

Dergestalt hatten an fast allen kulturellen und künstlerischen Aktivitäten verschwörerische Impulse teil, keineswegs nur und nicht einmal in erster Linie im Sinne konservierender Abwehr. Was die kleine Stadt nicht besorgte, in der die einschlägig Engagierten sich kannten, mindestens voneinander wußten, besorgten seit Beginn der fünfziger Jahre ideologische Pressionen, Verbote und verbohrt Kampagnen wie u.a. die Formalismus-Diskussion: Selten hat ein so breit gestreutes, teilweise kreuzbürgerliches Publikum sich (nicht nur, aber auch, weil es den Bonzen nicht paßte) so engagiert mit moderner Musik, Literatur und Malerei auseinandergesetzt wie in jenen Jahren, haben Ruheständler jeder Art - alte Gräfinnen, Offiziers- und Arztwitwen und jederlei gehobenes Bürgertum - sich für Schoenberg, Bartók, Strawinsky, Hemingway, Camus, Sartre etc. begeistert und bewußt an der Seite der engagierten Jugend befunden, durchgeschmuggelte Taschenbücher und Schallplatten verborgt, hat die Kirche verbliebene Freiräume geöffnet, Diskussionen über libertine westliche Filme oder existenzialistische Philosophie in die Gemeindesäle geholt etc.; angesichts heutiger laxer Beliebigkeit könnte man über dem Neid darauf fast die unerfreulichen Hintergründe vergessen. Was den Herrschenden recht war, war den Beherrschten noch lange billig - Kunst ernstzunehmen, von der Gegenseite her zu bestätigen, daß es unpolitische Kunst nicht gebe, und wenn sie sich als solche deklarieren, dies immer noch ein Politikum sei.

Auf diese Weise schlug die dogmatische Borniertheit derer, die das Netz der ästhetischen Koordinaten und Wertmaßstäbe eng flochten, auf sie zurück, hatten sie doch dafür gesorgt, daß ästhetischen Sachverhalten - abstraktem Malen, modernen Erzählformen, seriellen Strukturen in der Musik etc. - mit der ideologischen Positionierung zugleich politische Aktualität beschert wurde. Hegels "List der Vernunft" in Aktion: Shdanow und seinen besonders in der DDR willigen Helfern war eine Intensität der Beschäftigung mit moderner Kunst, mit Kunst überhaupt, zu danken, die es ohne sie so nicht gegeben hätte. Die Begeisterung für Thomas Mann anlässlich seiner Besuche in den Jahren 1949 und 1955 war nicht in erster Linie, wie man "drüben" meinte, bestellt und verordnet; als er 1955 Schillers "Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst" mit der Bemerkung "das ist ja sozialistischer Materialismus, Gott behüte!"

bedachte, war das in Weimar - ich habe es im Theater erlebt - eine Heiterkeit auslösende Pointe; zwei Tage zuvor in Stuttgart war es keine gewesen.

Derlei Konstellationen verdienen präzise erinnert, dürfen jedoch nicht verklärt werden - weil Goethes Stadt als die kleine, klassisch überdachte Käseglocke unter der größeren Käseglocke DDR gegen diese nicht nur abschirmte, sondern mit ihr sich teilweise gut arrangierte. Nicht nur hat man hier wie überall in Deutschland durch Geschäftigkeit fällige Rechenschaften über die zwölf Jahre vertagt oder verdrängt, standen Sorgen von hier und heute im Vordergrund, gab es nur zu bald die klare Abgrenzung und Konfliktlage zwischen "denen" und "uns", deren oft brennende Aktualität jene Verdrängung begünstigte - es gab und gibt auch fatale Koinzidenzen zwischen dem Binnenklima totalitärer Gesellschaftsstrukturen und miefig-serviler Kleinbürgermentalität. Das gilt besonders - da spricht die Vergangenheit eindeutig mit - für ehemalige Residenzstädte, da man gewohnt war, die großen Regelungen dem Schloß zu überlassen, und für kleine abermals in besonderem Maße, weil das Verhältnis zu den Oberen nahezu familiarisiert und den Blicken neidischer Nachbarn ausgesetzt war. Die demokratische, nicht genuin deutsche Tugend Zivilcourage ließ sich schwer üben; als schlechte Ersatzleistung mag man den hochentwickelten, mißgünstig maulenden Stadtklatsch ansehen, Notventil der Nichtzuständigen, Nichtzugehörigen, die sich nicht ungern betroffen und bevormundet fühlen: wenn schon nicht mittun, dann wenigstens hinter vorgehaltener Hand besserwissen. Hitler hatte hier viel Anklang gefunden, und der Widerstand gegen braune und rote Pressionen, wo es ihn gab, hat sich in guten und weniger guten Weimar-Traditionen meistens früher und tiefer verbunkert, als nötig war. Versuchte man es anders, hatte man bestenfalls geteilten oder unterdrückten Beifall. Die vorgehaltene Hand eint diejenigen, die voreinander zugeben, daß sie auf den aufrechten Gang lieber verzichten: In zwei Darstellungen der Geschichte der Weimarer Staatskapelle, welche in den reichlich sechs Jahren zwischen meinem Abschied aus Weimar und dem Abschied der DDR aus der Geschichte erschienen sind, kommt mein Name nicht vor. Daß der Starrsinn eines Generalmusikdirektors die seltene Gelegenheit einer Westreise des Orchesters zu verhageln drohte, hat auch denen nicht geschmeckt, die im Grunde seiner Meinung waren. Ähnlich war es bei der Auseinandersetzung um eine vor Beethovens Neunte gestellte Aufführung von Schoenbergs "Überlebendem von

Warschau" - "wir (i.e. das bessere Deutschland) haben das nicht nötig" lautete die Antwort derer, die es untersagten.

Die gebremste und einseitige Rechenschaft über Buchenwald kam mehreren Seiten zupaß - der einen, weil man die Weiterbenutzung des Lagers nach '45 vertuschen, einer anderen, weil man das Bild der Stadt durch den kurzzeitigen Betriebsunfall der Humanität nicht beschädigt sehen, nicht sehen wollte, wie rettungsbedürftig der Symbolort Weimar war; weil man nicht fragen wollte, ob, was einmal möglich war, weil also prinzipiell möglich, morgen wieder möglich sein könne. "Wie konnte es geschehen?" - es hat lange gedauert, bis die ganze Dimension der Frage zutagekam, bis die ungeheure Herausforderung für unser Selbstverständnis reflektiert wurde, daß man "menschliche Wesen so vollständig ihrer Rechte und Eigenschaften" beraubte, "bis es keine Handlung mehr gab, die an ihnen zu vollziehen noch als Verbrechen erschienen wäre" (Giorgio Agamben, Homo sacer. Die souveräne Macht und das nackte Leben, Frankfurt am Main 2002, S. 180). Der bei der Trümmerarbeit auf den Häftling geworfene Steinbrocken hat mir das früh verdeutlicht. Für die, die aus dem Lager dennoch - in jedem Sinne - dorthin blickten, wo Goethes "Iphigenie" uraufgeführt wurde, u.a. Imre Kertesz und Jorge Semprun, müßte es eine Kategorie oberhalb des Ehrenbürgers geben. Buchenwald einseitig zu vereinnahmen bzw. wegzuschieben half im Übrigen die schlimme Unterscheidung eines "bösen" restaurativen vom "guten" neuen Deutschland. Ihr ganzer Zynismus erhellt allein daran, daß selbst das, wovor seit dem April 1945 keiner mehr die Augen verschließen konnte, nicht verhindert hat, daß das Lager weiterbenutzt wurde.

Kein Gewissen nötig haben, weil man das Gewissen ist - mit dieser Formel hat Odo Marquard das Selbstverständnis derer beschrieben, welche sich als Statthalter des Weltgeistes bzw. Weltlaufs begreifen. Wie fremd solcher fundamentalistischen Anmaßung Begriffe von menschlicher Würde sind, wurde den Studenten der Musikhochschule im April 1953 drastisch vorgeführt - auf eine Weise, die für viele die Grenzlinie zwischen "uns" und "denen" endgültig befestigt hat. Am Ende einer von 4 Uhr nachmittags bis weit nach Mitternacht dauernden Versammlung haben fast alle, auch ich, für die Exmatrikulation von Kommilitonen, teilweise Freunden, gestimmt, welche in der Studentengemeinde aktiv waren. Ich verzichte auf Details, weil ich anderswo berichtet habe (Fluchtpunkt Musik, Kassel/Stuttgart/Weimar 1994); besonders kompetent und

anschaulich tat das Uwe Johnson in seinem Roman-Erstling "Ingrid Babendererde". Es handelte sich um eine der DDR-typisch durchgreifenden, diesmal Oberschulen, Hochschulen und Universitäten betreffenden Kampagnen. Daß ich meine Selbstachtung durch einen riskanten und folgenreichen Austritt aus der Jugendorganisation zu retten versuchte und die Hinausgeworfenen nach dem 17. Juni in die Hochschule zurückgeholt wurden, verringerte die Schmach der nachgewiesenen Manipulierbarkeit nicht, noch weniger die Scham gegenüber jenen, mit denen ich kurz zuvor noch Bach-Kantaten musiziert hatte. Die nach Mitternacht entnervt die Hände hoben, sahen sich binnen weniger Stunden von Opfern eines Hexensabbats von Drohungen, Zynismen und Gebrüll zu Tätern umgedreht, obendrein gedemütigt von einer verächtlichen Personnage. Seither weiß ich, daß die Auskunft von Ideologen jeglicher Couleur, die Durchsetzung großer Ziele bedürfe zuweilen drakonischer Mittel ("revolutionärer Terror" bei Robbespierre, "Diktatur des Proletariats" bei Lenin) eine Ausrede wo nicht eine Lüge ist und die für notwendig erachteten Grausamkeiten allemal in dem fortleben, was sie erwirken sollten; daß man von der kaum bestreitbaren historischen Notwendigkeit u.a. von 1789 oder 1917 wenigstens den verstiegen utopischen Anspruch wegrechnen sollte, danach werde für alle Übriggebliebenen alles besser sein.

Verächtliche Personnage habe ich seither oft angetroffen - wes Wesens ein Staat ist, zeigen die Charaktere, deren er sich vorzugsweise bedient -, am intensivsten dreißig Jahre später in den letzten in Weimar ausgefochtenen Nahkämpfen, bei jenen fünf Herren z.B., die die Reise der Staatskapelle im Herbst 1982 begleiteten und die Verantwortung für vier Flüchtige auf mich abzuschieben suchten; bei jenen, die im Auftrag der "Firma" eine mit Peitsche und Zuckerbrot raffiniert-zynisch hantierende Verhörsdramaturgie durchzogen, obwohl sie wußten, daß bei mir nichts zu holen war.

Nicht selten wurde auch der Sinn für Komik bedient: Wenn die Tochter eines auf mich angesetzten IM's ihrer Schulkameradin - meiner Tochter - erzählt, ihr Vater sei sauer, weil er sich mit ernster Musik beschäftigen müsse; wenn der immerfort von Bringeschuld verfolgte IM, weil er nichts findet, Unwichtiges zu Verdächtigem hochstilisieren muß und bei der Firma eine gigantische Masse von Informationen angehäuft wird, aus der das wenige Interessante herauszufiltern gewaltige Aufwände erfordert - die Angestellten des Mißtrauens hatten es nicht leicht; wenn bei einer Gedenkminute am

Grabe von Hermann Abendroth aus Anlaß seines hundertsten Geburtstages dem Generalmusikdirektor zu sprechen untersagt wird, wenn alle das wissen, plötzlich scharfer Frost einbricht und wegen gefrorener Mundstücke auch das Ständchen der Blechbläser ausfällt, sodaß allesamt stumm das Grab umstehen und die Schweigeminute um ein Haar in tosendes Gelächter explodiert wäre. Auch der, der das Verbot ausgesprochen hatte, stand von Amts wegen dabei, mit hochrotem Gesicht, weil er gegen den Frost alkoholisch vorgesorgt hatte; nach '89 ging er, "wendefähig" wie viele seinesgleichen, mit der Kommentierung von Weimar-Büchern einem Herrn zur Hand, den ein kleiner Rest von Karl-August-Blut in den Adern veranlaßte, seine Verbundenheit mit Weimar in ungeheuerlichen Besitzansprüchen zum Ausdruck zu bringen. Soviel zur Personnage.

Wohl könnte man fragen, warum ich an Abendroths Grab nicht doch geredet, Schönbergs "Überlebenden" nicht trotzdem aufgeführt hätte. Das Letztere erforderte knapp bemessene West-Tantiemen, welche nicht vom GMD verwaltet wurden; daß ich nicht redete, war einer Situation geschuldet, in der andere Drangsalierungen so weit gegangen waren, daß der - zutreffende - Verdacht einer geplanten Flucht nicht genährt werden durfte. Zu den schlimmsten Drangsalen dieser Situation gehört, daß man sich über das Problem, das am meisten, oft unerträglich quält, gerade mit den Vertrautesten, um sie nicht durch Mitwisserschaft zu belasten, nicht austauschen darf - schließlich lieferte man sie, selbst dann weitab, der Nachbereitung in Verhören und Haussuchungen aus. Dazu die andere Drangsal: Eigentlich wollte ich nicht weg, am wenigsten von hier: Weimar, bisher Chiffre von Ankunft, Heimkehr und Zuhause, nun die eines brüsken, existenziellen Abschieds. Mutter Natur, das Quantum der Negationen weise beschränkend, hat damals für besonders viel "Dunkel des gelebten Augenblicks" gesorgt: An viele Details der letzten im Winter '83 in Weimar verbrachten Wochen mußte ich nachträglich erinnert werden.

Wo liegt und von welcher Art ist die Stadt - gar der Geburtsort -, welche zu Nahkämpfen, Sehnsüchten, zu pèlerinages nötig, mit denen man nie endgültig zurecht- bzw. ankommt? Manchmal scheinen die schmalen, ephemeren Durchblicke, Prousts "mémoire involontaire" nicht unähnlich, am direktesten hinzuführen: Wenn ich bei der Stasi saß und hinter dem Quietschen der Spule des Tonbandgerätes Verkehrslärm und unverkennbar thüringisches Gebrabbel durchs Fenster hereindrang; wenn in den Jahren der

Aussperrung ich mit jemandem in Weimar telefonierte und im Hintergrund die Schloßuhr schlagen hörte; wenn das Flugzeug zwischen Frankfurt und Berlin am südlichen Rand des Luftkorridors flog und überklares Wetter den Blick auf Landstraßen freigab, bei denen ich ziemlich genau wußte, wo die Apfelbäume aufhören und die Pflaumenbäume anfangen; als ich im Winter '90 erstmals wieder über die Schillerstraße ging, ins weimarsche Sprachklima eintauchte und, als würden lang ruhende Sedimente aktiviert, plötzlich an Menschen dachte, an die ich jahre- oder jahrzehntelang nicht gedacht hatte.

Nicht zuletzt das freudige Erschrecken darob, daß zufällige, unvorhersehbare Kleinigkeiten ein Ganzes, einen Inbegriff, ein Bündel von Erinnerungen transportieren, mindestens virtuell vergegenwärtigen können, verschafft solchen Wahrnehmungen ihre epiphanienhafte Eindringlichkeit. Und derentwegen kommen u.a. James Joyce bei der Nennung von Straßen oder Pubs in Dublin, oder Adorno, wenn er in einem hochphilosophischen Text von Amorbach spricht, nicht an der Paradoxie vorbei, beim Leser Assoziationen, "mémoires involontaires" vorauszusetzen, die dieser garnicht haben kann. Daß ein Erinnerungsganzes, wenngleich eher ahnungsweise, zugleich emotional nahe, nur über das sprechende Detail, nur an den Bruchlinien des Fragments zu haben ist - diese Einsicht wird auf solche Weise unmittelbar erlebt, musikalischen Reprisen ähnlich, u.a. unvollständigen Strophen bei Schubert, Coden bei Bruckner, in denen wir das Ganze heraufgerufen empfinden gerade, weil es nur teilweise und nicht pedantisch-buchstäblich rekapituliert wird - die verlängernde Phantasie bringt allemal mehr unter.

Inbezug auf die Heimatstadt, eine symbolisch überforderte erst recht, bedeutet es, daß es sich um einen Fluchtpunkt, um ein idealtypisches Konstrukt handelt, dem wir weder gerecht werden noch die Ehrentitel bestreiten, wenn wir Nahkampf und Fernweh, Nah- und Fernsicht und ihre unterschiedlichen Objekte auseinanderdividieren oder gegeneinander ausspielen. Vor ein paar Monaten hat ein guter Freund und einer besten Kenner des klassischen Weimar, gar mir zu Ehren, einen Vortrag über "Weimar als geistige Lebensform" gehalten. Obwohl Dieter Borchmeyer im Sinne einer Behauptung zweifellos weniger riskierte als Thomas Mann in seiner Festansprache über "Lübeck als geistige Lebensform" - wie leicht wäre es gewesen, ein Korreferat etwa mit dem Titel "Weimar als ungeistige" oder "als miefige Lebensform"

dagegenzusetzen, z.B. unter Benutzung der Korrespondenzen von Christian August Vulpius oder des hochgebildeten Oberklatschmauls Karl Friedrich Böttiger! Widerlegt indessen wäre die "geistige Lebensform" damit keineswegs - als Fluchtpunkt, der uns das Recht gibt, die Übergänge von Verliebten-Prosa ins Gedicht in den Briefen an Charlotte von Stein, das tiefernste Briefgespräch der beiden Dioskuren oder die reich instrumentierte Menschlichkeit in Goethes schönstem, mit einem Musiker geführten Briefwechsel, dem mit Karl Friedrich Zelter, als Verwirklichungen von "Weimar als geistiger Lebensform" anzusehen, unbeschadet all dessen, was bei den Sendschreiben aus der Festung am Frauenplan, jener "sorte de Sainte-Hélène délicieuse", ausgesperrt blieb.

Fern- und Nahsicht in einem: James Joyce wollte im "Ulysses" nach dem Zeugnis eines Freundes "ein so vollständiges Bild von Dublin geben, daß die Stadt, wenn sie eines Tages plötzlich vom Erdboden verschwände, aus meinem Buch rekonstruiert werden könnte". Bei der baulichen Topographie hätte er den Vergleich z.B. mit Canaletto in Bezug auf Venedig, Dresden oder Pirna nicht bestanden, umso besser jedoch - besser noch als Fontane bei Preußen, Döblin beim Alexanderplatz, Proust oder Benjamin bei Paris - im Hinblick auf die menschliche Topographie. Offenbar bedarf es eines exilierenden Abstands, um Fern- und Nahsicht übereinzubringen, sei es in Prousts abgedunkeltem Zimmer, in Joyces Hin und Her zwischen Triest, Rom, Paris und Zürich, in Ibsens langen Deutschlandaufenthalten oder den Exilen Dantes, dessen "Divina commedia" neben und in den drei Jenseitsreichen auch die *conditio humana* seiner Heimatstadt Florenz kartographiert. Joyce, der in den letzten 30 Jahren seines Lebens nicht mehr in Irland gewesen ist, wurde nicht lange vor seinem Tode gefragt, weshalb er Dublin so lange nicht besucht hätte. Als Antwort kam die Gegenfrage: "Habe ich es je verlassen?"

©Peter Gülke